

Pfarrerin Monika Renninger
 Predigt am Letzten Sonntag nEp, 02.Feb.20, Christuskirche Stuttgart
 Text: Off. 1,9-20

Liebe Gemeinde,
 vermutlich haben Sie alle heute morgen oder gestern Abend Nachrichten gehört, gelesen, sehen. Dem kann man sich ja gar nicht mehr entziehen. Vielleicht oft schon mit der Frage: Was ist denn jetzt wieder?

Und so haben Sie Bilder vor Augen, wenn Bilder des Untergangs der Welt, der Menschlichkeit, des Zusammenlebens geschildert werden. Apokalyptische Bilder der Wirklichkeit, nicht aus Filmen. Was würden Sie nennen: die Flüchtlingsboote auf dem Mittelmeer, die keine Häfen anlaufen dürfen, die gar untergehen? Fliehende Menschen in den Bombardements auf die Städte in Syrien? Landverbote für Flugzeuge, die aus China kommen und womöglich den tödlichen Virus mitbringen? Terroristen, die auf betende Menschen schießen wollen wie in der Synagoge in Halle?

Als Predigttext lesen wir heute einen Abschnitt aus dem letzten Buch der Bibel, der Offenbarung, einen Text, der apokalyptische Bilder vor Augen malt. Nähern wir uns zunächst diesem Buch an, ein notwendiger Umweg auf den Text zu.

Denn es ist sehr merkwürdig, sehr schwierig zu lesen, ein Buch voller Visionen und Bilder, voller Träume und auch Alpträume, mit verrückten, fremdartigen Bildern. Mit Logik kommt man da nicht weiter. Es enthält Symbole und Assoziationen, die scheinbar nur Eingeweihten zugänglich sind. Man soll es gar nicht verstehen, so der Eindruck. Als berge es eine Art geheimnisvolles Wissen, das Außenstehenden verschlossen bleibt. Dieser Eindruck ist nicht verkehrt.

Das Buch der Offenbarung des Johannes ist so etwas wie ein verschlüsseltes Buch für die Weitergabe unter den Christen. Es gehört in den historischen Zusammenhang der Christenverfolgungen am Ende des 1. Jahrhunderts. Damals mussten die Christen um ihr Leben fürchten. Zugleich konnten und sollten sie sich nicht verstecken oder ihren Glauben verbergen. Vielmehr mussten sie sich mitten in der damaligen Gesellschaft vom Kaiserkult abgrenzen, auch wenn es sie das Leben kosten konnte.

Mit den Christengemeinden hatten Herrscher Roms eine Art Sündenbock, auf den sie alles schieben konnten. Die Christen galten als nicht kaisertreu und als Militärdienst-Verweigerer. Sie brachten das eingespielte gesellschaftliche Gefüge durcheinander, denn sie machten keine sozialen Unterschiede, etwa zwischen Sklaven und freier Bürgern, Männern und Frauen, Reichen und Armen. Sie waren Außenseiter. Ihr Glaube verbot ihnen Gewalt und Krieg - sie waren wehrlos.

In dieser Zeit entsteht das Buch der Offenbarung des Johannes. Es ist im ersten Teil eine Zusammenstellung von Briefen an die symbolischen sieben Christengemeinden in Kleinasien. Sie stehen für die Kirche als Ganzes und fordern die Gemeinden, also die Kirche insgesamt, dazu auf, sich in dieser Krise und Verfolgungssituation in ihrer Identität und Glaubensstärke zu bewähren. Der Verfasser weiß: Die Gemeinden und die einzelnen Christen brauchen Ermutigung und Stärkung, sich nicht auf Kompromisse einzulassen, die sie als Christen unkenntlich machen würden. Das waren gefährliche Worte. Deshalb wurde die Polemik gegen die römische Herrschaft in eine geheimnisvolle Sprache verschlüsselt.

Das Buch der Offenbarung des Johannes ist „Protestliteratur“ (Wengst) gegen diese Bedrohung, und zugleich Hoffnungssprache: Alles ist auszuhalten mit der Hoffnung auf das künftige Heil, das ist in Vollendung erfahren werden wird. Das drohende Martyrium von Christinnen und Christen wird in der Welle beginnender Verfolgungen durch die römischen Behörden in Rom und Kleinasien zum Thema in den Gemeinden.

Die sieben Städte, die als Adressaten der Sendschreiben genannt werden, liegen geographisch alle nordöstlich von Ephesus an der alten, viel benutzten Poststraße der römischen Provinz. Ephesus liegt in der heutigen Türkei, vielleicht kennt es der eine oder die andere, dort gibt es heute noch bedeutende archäologische Reste dieser Zeit zu sehen. Nach der Zerstörung Jerusalems hatte sich das geistige Zentrum der Urkirche nach Ephesus verlagert. Alle diese Städte hatten Markplätze, Gerichtsplätze und staatliche Behörden. Sie waren kleinstädtische Handelszentren, in denen es unvermeidbar war, dass der Kaiserkult, der dort gepflegt wurde, zu Auseinandersetzungen und Prüfungen des Glaubens führen musste.

Als Absender der Sendschreiben wird Johannes genannt. Es wird erzählt: Er schreibt seine Briefe und Gedanken auf der Insel Patmos. Die Insel Patmos, etwa hundert Kilometer von Ephesus entfernt im Meer, wurde von den Römern als Verbannungsort, als Sträflingsinsel benutzt. Dorthin hatte man ihn verbannt, damit seine Stimme verzage und verdorre und verstumme und kraftlos werde. Die Stimme des Propheten, die das Evangelium von Jesus Christus in der römischen Welt so eloquent und gelehrt bezeugen konnte.

Patmos muss ein schrecklicher Ort gewesen sein. Eine karge, trockene Landschaft, kaum Vegetation oder fruchtbares Land, eine Insel, umgeben von unendlichen Wasserfluten. Eine Art Mondlandschaft, jedenfalls ein Ort, an dem keiner freiwillig lebte. Die Einsamkeit der Insel Patmos sollte die Verbannten zermürben. Man hatte sie dorthin verschleppt, unerreichbar weit weg von denen, die sie liebten, unerreichbar von der Gemeinschaft derer, denen sie vertrauten und zu denen sie gehörten.

Doch was für kraftvolle Worte dieser Johannes dennoch findet! Sie sind ein erstaunliches Zeugnis von der Widerstandskraft der Seele und des Geistes. Sie stemmen sich gegen die Unterdrückung der Empfindungen und Sinne, gegen die Isolation und das Sich-Verlassen-und-Vergessen-Fühlens, in das die Verbannten hineingetrieben wurden. Johannes kleidet seine scharfe Polemik gegen die Christenverfolger und seine große Zuversicht in starke Worte und Bilder.

Auf der Insel Patmos schreibt er sich und der Gemeinde im Buch der Offenbarung das Leid von der Seele und die Hoffnung ins Herz. Aus einer jailhouse perspective (Schüssler-Fiorenza), einer Gefangenenperspektive heraus, hören wir ihn reden, aus eigener bitterer Erfahrung mit römischer Gewalt.

Off. 1,9-20 (Übersetzung: Gute Nachricht)

Ich, Johannes, euer Bruder, teile mit euch die Bedrängnis und die Hoffnung auf Gottes neue Welt und die Standhaftigkeit, die Jesus uns schenkt. Ich wurde auf die Insel Patmos verbannt, weil ich die Botschaft Gottes verkündet habe, alles, wofür Jesus als Zeuge einsteht.

Am Tag des Herrn nahm der Geist Gottes von mir Besitz. Ich hörte hinter mir eine laute Stimme, die wie eine Posaune klang. Sie sagte: Schreib das, was du siehst, in ein Buch, und schicke es an die sieben Gemeinden in Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodizea.

Ich wandte mich um und wollte sehen, wer zu mir sprach. Da erblickte ich sieben goldene Leuchter. In ihrer Mitte stand jemand, der aussah wie der Sohn eines Menschen. Er trug ein langes Gewand und hatte ein breites goldenes Band um die Brust. Sein Kopf und sein Haar strahlten wie weiße Wolle, ja wie Schnee. Seine Augen brannten wie Flammen. Seine Füße glänzten wie gleißendes Gold, das im Schmelzofen glüht, und seine Stimme klang wie das Tosen des Meeres. Er hielt sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Mund kam ein scharfes, beidseitig geschliffenes Schwert. Sein Gesicht leuchtete wie die Sonne am Mittag.

Als ich ihn sah, fiel ich wie tot vor seinen Füßen zu Boden. Er legte seine rechte Hand auf mich und sagte: Hab keine Angst! Ich bin der Erste und der Letzte. Ich bin der Lebendige! Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit. Ich habe Macht über den Tod und die Schlüssel des Totenreiches. Schreib alles auf, was du soeben gesehen hast und was dir noch offenbart wird über die Gegenwart und über das, was in Zukunft geschehen wird. – Du siehst die Sterne in meiner rechten Hand und die sieben goldenen Leuchter. Ich sage dir, was sie bedeuten: Die sieben Sterne sind die Engel der sieben Gemeinden und die sieben Leuchter sind die Gemeinden selbst.

Mit Logik kommt man nicht weiter in diesem Buch. Nur mit Phantasie und mit Assoziationen. Ich greife nicht die starken Bilder heraus – sie sind eine Art ein Gegenentwurf zur Kaiserfigur und seiner Vergöttlichung – sondern die Trostworte, die Johannes hört:

I Zum einen: „Hab keine Angst“

Hab keine Angst, sagt die Gestalt Jesu, die der Prophet in seinem Traum sieht.

Hab keine Angst, ich bin doch da! - sagen Mutter und Vater, wenn ein Kind nachts aufwacht und erschrocken weint, weil es so dunkel ist, und es sich fürchtet.

Hab keine Angst, das hält! - redet einem die Freundin zu, die bei der Wanderung das Stück auf der wackeligen Brücke über den Fluss schon hinter sich gebracht hat.

Hab keine Angst, du bist gut vorbereitet, du kannst das, was du gleich abgefragt wirst! – so tröstet der Lehrer den Prüfling, der mit klopfendem Herzen auf seine mündliche Prüfung wartet.

Haben Sie keine Angst, Sie sind hier bei uns gut aufgehoben! – beruhigt die Nachtschwester den Mann, der nach seiner Operation auf der Intensivstation allmählich aufwacht.

Es ist gut, wenn man jemanden hat, der einem diesen Satz zärtlich oder tröstend oder aufmunternd ins Ohr flüstert oder zuruft.

Wie gesagt: Die Christen vor 2000 Jahren hatten wahrhaftig viele Gründe, Angst zu haben. Nicht nur vor den römischen Behörden, sondern auch vor ihren Nachbarinnen und Nachbarn, für die es in der Zeit der Christenverfolgungen einfach war, unbequeme Konkurrenten oder Nachbarn auf diese Weise zu verklagen und loszuwerden. Wem es nicht passte, dass ihre christliche Nachbarn sich weigerten, in korrupten oder ausbeuterischen Verhältnissen mitzuarbeiten, den denunzierte sie. Das war einfach. Man konnte zum Beispiel behaupten: Sie gefährden die gesellschaftliche Ordnung, in der Sklaven und niedere Stände streng getrennt waren von den Freien Bürger und den Wohlhabenden – in christlichen Gemeinden saß man an einem Tisch, wenigstens sollte das so sein, dass das in der Realität auch schwer war, davon erzählen die Briefe des Apostels Paulus.

Auch heute müssen in manchen Ländern Christen um ihr Leben fürchten. In Nigeria, Ägypten, Irak ... In Ländern und Gesellschaften, in denen die Zugehörigkeit zur christlichen Minderheit gefährlich ist, weil Religion dazu missbraucht wird, Hass und Gewalt gegen ganze Gruppen von Menschen anzustacheln.

Wir Christen in den Ländern der reichen Welt müssen nicht um unser Leben fürchten, aber vielleicht um unsere Seele. Vielleicht davor, dass wir in zu vielen Kompromissen und Rücksichtnahmen immer unklarer in unserem Bekenntnis und in unserem Profil als Kirche und Gemeinde werden, zum Beispiel gegenüber rechten, ausgrenzenden Positionen.

Hab keine Angst! – so sagt der Christus in der Vision des Propheten Johannes. Und dieser sieht nicht nur einen machtvollen priesterlich gekleideten Herrscher in seiner Vision, sondern er sieht auch, dass dieser Herrscher, Christus, sich zu ihm herabbeugt und die Hand auf ihn legt und den vor Schreck zu Boden Gefallenen berührt. Die Berührung und der Zuspruch des

Christus holen ihn zurück aus seiner Starre und Reglosigkeit. Christus stützt ihn und tröstet ihn nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Zärtlichkeit, die aus dieser Geste spricht. Hab keine Angst – ich bin da.

II Zum anderen: „Christus sagt: Ich bin lebendig und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle“

Welche Macht hat man mit so einem Schlüssel. Das ist manchmal auch ein bisschen beängstigend, die Verantwortung, die damit einhergeht. Wer hat nicht leichte Panikattacken, wenn der Schlüssel verlegt ist und nirgends zu finden?

Mit dem Symbol Schlüssel verknüpfen wir: Ich will es in der Hand haben, mir mein Leben, das was mich ausmacht, wo ich geborgen bin und zuhause bin, erschließen. Ich will mir Zugang verschaffen, mir Türen öffnen. Wir wissen ja: Wer einen Beruf und eine Arbeit oder eine Aufgabe hat, die ihn, die sie erfüllt und zufrieden macht, hat einen Schlüssel zum Leben gefunden. Spürt: Da werde ich gebraucht, da kann ich etwas gestalten, da erfahre ich Wertschätzung.

Und wir erleben auch: Es gibt Schlüssel, die Herzen aufschließen. Zu Menschen, die sich auf uns verlassen, zu denen, mit denen uns Unausgesprochenes verbindet. Manchmal muss man lange suchen, bis man den Schlüssel zu einem Anderen findet und Vertrauen und Offenheit möglich sind.

Der Schlüssel in der Hand des Menschen ist das Symbol seiner Selbstbestimmung. Er ist Symbol seiner Sehnsucht und seiner Neugier, sich immer neue Räume zu erschließen.

Doch der Mensch verfügt nicht über alle Schlüssel zu seinem Leben. Der Talmud, die jüdische Auslegungstradition zur Bibel, erläutert (Bab.Talmud Taanit 2a / 2b) das so: *Drei Schlüssel sind es, die nicht an den Menschen übergeben sind. Das ist der Schlüssel des Regens, der Schlüssel des Mutterschoßes und der Schlüssel der Belebung der Toten.* Was bedeutet das?

Wir haben nicht den Schlüssel des Regens: Noch machen wir das Wetter nicht, Gott sei Dank. Wir tun alles dafür, dass es aus dem Gleichgewicht gerät, das ja, und das Wort Klimakatastrophe lernt heute schon jedes Schulkind kennen.

Wir verfügen auch nicht über den Schlüssel des Mutterschoßes: Auch wenn die Befürchtung wächst, dass wir Menschen ihn bald haben, mit unserem wachsenden Wissen über Genforschung und ihre Anwendung. Ein Designerbaby scheint bald möglich zu sein. Doch Kinder sind ein Gottesgeschenk, das feiern wir mit jeder Taufe. Für deren Eltern ebenso wie für die, die es begleiten. Darauf sollten wir unsere Kräfte und unseren Ideenreichtum konzentrieren: Wie wir Kindern die Welt erschließen, so dass sie mit Zuversicht und Freundlichkeit und Gemeinschaftssinn leben können.

Und schließlich haben wir nicht den Schlüssel der Belebung der Toten. Auch wenn Menschheitsträume immer wieder davon sprechen, vom Traum der Unendlichkeit und ewiger Jugend. Wir haben ihn nicht. Wir sind endlich und vergänglich und unser Leben ist begrenzt.

Der Christus im Traum des Johannes sagt: Ich habe Macht über den Tod und die Schlüssel des Totenreiches. – Das menschliche Streben danach ist vermessen, das wissen wir genau. Damals wie heute. Nicht nur im Blick auf das eigene Leben.

Die Schlüsselgewalt Christi heißt in einem weiteren Sinne: „Die Weltgeschichte ist nicht tödlich geschlossen; die Weltgeschichte ist nicht das Weltgericht, sondern der von Gott Auferweckte schließt die Weltgeschichte, die über Leichen gegangen ist, wieder auf. Hier

artikuliert sich Auferstehungshoffnung gegen die tödliche Macht des Faktischen.“ (Klaus Wengst, Wie lange noch?, 2010)

Im Buch der Offenbarung hören wir Geheimnisvolles und Unverständliches. Aber wir hören auch ermutigende und kraftvolle Worte, die uns ins Herz fallen und anschauen und getröstet sein lassen. Damals und auch zu unserer Zeit. Christus sagt: Habt keine Angst. Ich habe die Schlüssel zum Leben. Amen.